

Zielsetzung der Zeitschrift

Die *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* versteht sich als Instrument zur Sammlung von Daten und Analysen über die Schweiz und damit zugleich als Spiegel der sozialwissenschaftlichen Forschung in diesem Land. Trotz dieser Priorität ist sie aber auch sehr an Arbeiten ausländischer Autoren und Autorinnen interessiert, ob sie einen Bezug zur Schweiz haben oder nicht.

Die Zeitschrift steht allen Forschungsrichtungen offen. Die Auswahl der Artikel, die publiziert werden sollen, wird durch das Redaktionskomitee unter Mitarbeit von Lektoren/Lektorinnen vorgenommen.

Manuskripte, die an die *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* eingesandt wurden, dürfen gleichzeitig keiner weiteren Zeitschrift angeboten werden.

Hinweise zur Manuskriptgestaltung

Herausgeber und Redaktion der *Schweizerischen Zeitschrift für Soziologie* bitten die Autoren und Autorinnen, in der Abfassung des Manuskriptes die unten aufgeführten Regeln einzuhalten. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte die nicht den aufgeführten Regeln entsprechen, den Autoren und Autorinnen zur Überarbeitung zurückzusenden.

1. Der Umfang der Manuskripte einschliesslich der Anmerkungen und Literaturhinweise sollte 70.000 Anschläge nicht überschreiten. Dem Manuskript ist eine Zusammenfassung im Umfang von etwa 10 Zeilen (d. h. rund 650 Anschläge) beizufügen.

2. Das Manuskript ist maschinengeschrieben und in vierfacher Ausfertigung einzureichen. Die Angaben zu den AutorInnen sind auf einem separaten Blatt einzureichen. Die AutorInnen dürfen im Text des Manuskriptes nicht genannt sein. Eine Diskette mit Angabe des Textverarbeitungssystems ist einzusenden, nachdem der Beitrag zur Veröffentlichung ausgewählt und eine eventuelle Überarbeitung vorgenommen worden ist.

3. Die Namen und Vornamen der Autoren und Autorinnen sowie der Institution, an der sie tätig sind, werden zusammen mit der Anschrift und dem Titel des Beitrags auf einem gesonderten Blatt beigelegt. Ebenfalls auf einem gesonderten Blatt soll die Zusammenfassung mit Angabe des Beitrags titels und der Autoren/Autorinnen beigelegt werden.

4. Literaturhinweise sind in den Text einzuarbeiten (nicht als Fussnoten) und mit Seitenangaben zu versehen: z. B. ...Durkheim... ([1897] 1930, 23–38) oder (Phelan et al., 1995, 130 f.; Haferkamp, 1987a, 15 ff.).

5. Im Literaturverzeichnis am Ende des Manuskripts soll nur im Text erwähnte oder zitierte Literatur aufgeführt werden, diese aber vollständig. Literaturangaben sollen (in dieser Reihenfolge) den Familiennamen, den ausgeschriebenen Vornamen des ersten Autors bzw. der ersten Autorin, Vornamen und Familiennamen der Mitautoren und Mitautorinnen, Erscheinungsjahr, Titel (kursiv), Erscheinungsort und Verlag enthalten. Sie sind wie folgt zu vereinheitlichen:

Bücher: Durkheim, Emile ([1887] 1930), *Der Selbstmord*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Zeitschriften-
beiträge: Phelan, Jo; Bruce G. Link, Ann Sueve und Robert E. Moore (1995), Education
Social Liberalism, and Economic Conservatism, *American Sociological
Review*, 1/60, 126–140.

Beiträge
aus Sammel-
bänden: Haferkamp, Hans (1987a), Angleichung ohne Gleichheit, in: Bernhard Giesen
und Hans Haferkamp, Hrg., *Soziologie der sozialen Ungleichheit*, Opladen:
Westdeutscher Verlag, 146–188.

6. Die fortlaufend nummerierten Fussnoten werden nur für Kurzkommentare, nicht für bibliographische Angaben, Tabellen oder Grafiken benutzt.

Anschrift der Redaktion

Manuskripte und Buchbesprechungsexemplare sind zu richten an:
Dr. Olivier Tschannen, *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, Institut für Soziologie, Université

BAUERN ZWISCHEN TRADITION UND MODERNE? SOZIOLOGISCHE FOLGERUNGEN AUS DER REKONSTRUKTION EINES BÄUERLICHEN DEUTUNGSMUSTERS

Peter Schallberger
Universität Bern

Der rasante Strukturwandel im Agrarsektor, insbesondere seine – zumindest an der Zahl der Erwerbstätigen gemessene – schwindende gesamtgesellschaftliche Bedeutung, sich beschleunigende Industrialisierungstendenzen sowie der innere Gestaltwandel der Bauernfamilie haben in der Agrarsoziologie zu grundsätzlichen Überlegungen zum Verhältnis von Landwirtschaft und Moderne Anlass gegeben (vgl. Planck, 1985; Pongratz, 1987; Pongratz 1991). Für die Schweiz: Baumann/Moser, 1999; Droz, 1998; Schallberger, 1996; Stucki/Weiss, 1995). Diskutiert wird insbesondere, ob und inwieweit sich agrarisches Wirtschaften unter ein modern-unternehmerisches Regime stellen lässt und welche Bedeutung hierbei dem bäuerlichen Familienbetrieb zufällt (vgl. Hagedorn, 1992).

Im Anschluss an eine kurze Darstellung von zwei Hauptpositionen in dieser Debatte – der „cultural lag“- sowie der Sonderstellungsthese – (Teil 1), werden in Teil 2 einige Ergebnisse der qualitativen Analyse nichtstandardisierter Forschungsinterviews mit jungen Bauern vorgestellt (Teil 2). Sie legen den Schluss nahe, dass weder die These der kulturellen Rückständigkeit bäuerlicher Landwirtschaft noch die These ihrer angeblichen Sonderstellung in der Moderne hinreichend plausibel sind (Teil 3).

Aus den Ausführungen der interviewten Bauern zu ökonomischen, ökologischen und familiären Sachverhalten geht hervor, dass eine Mehrzahl von ihnen gleichsam „vormoderne“ Wirklichkeitsrepräsentationen entwickelt. Dies scheint zur Folge zu haben, dass sich bei ihnen die Entwicklung von Handlungsstrategien verzögert, die den rechtlichen und ökonomischen Bedingungen, die durch die neue Agrarpolitik gesetzt werden, angemessen wären. Umgekehrt ergeben sich aus den Interviewanalysen keine Hinweise darauf, dass einzig ein partielles Festhalten an „Tradition“ – verbürgt durch die bäuerliche Familienwirtschaft – den Fortbestand einer im Einklang mit der Natur stehenden Landwirtschaft zu gewährleisten vermag, wie es die Sonderstellungsthese vorgibt.

1. Zur Landwirtschaft in der Moderne

Anhand von zwei exemplarischen Studien werden im folgenden die Grundannahmen der Sonderstellungs- sowie die „cultural lag“- Hypothese dargestellt (1.1). Letztere ist insofern reizvoll, als sie von der Möglichkeit ungleichzeitiger Entwicklungen auf den Gebieten der Kultur und der Wirtschaft ausgeht. Habituelle und kulturelle Rückständigkeiten werden dafür verantwortlich gemacht, dass bestimmte Gruppen gesellschaftlicher Akteure Handlungspraktiken entwickeln, die den ökonomischen Imperativen einer bestimmten Zeit nicht – bzw. nicht mehr – angemessen sind. Demgegenüber stützt sich die Sonderstellungsthese wesentlich auf die Überlegung, dass der historische Prozess der Modernisierung nicht alle gesellschaftlichen Bereiche in gleicher Weise erfasst. Er kann folglich nicht als eindimensional und geradlinig gedacht werden (vgl. allgemein: Loo/Reijen, 1992).

Die verschiedenen Versuche, diese theoretisch durchaus plausiblen Überlegungen auf die Stellung der Landwirtschaft in der Moderne zu beziehen, weisen einige Defizite auf (1.2). Zum einen betreffen sie Unschärfen in der empirischen Rekonstruktion der bäuerlichen Bewusstseinsinhalte, die für die angebliche Rückständigkeit bzw. die vermeintliche Sonderstellung der Landwirtschaft verantwortlich gemacht werden. Zum anderen bleibt der Blick auf die *konkrete* Ausgestaltung ökonomischer und rechtlicher Handlungsbedingungen, die die jeweils fokussierte „Moderne“ kennzeichnen, zuweilen flüchtig. Zur Überwindung der erstgenannten Defizite wird in Abschnitt 1.3 die Orientierung am soziologischen Deutungsmusteransatz sowie an der Methodologie der objektiven Hermeneutik vorgeschlagen.

1.1 Agrarsoziologische Positionen: „cultural lag“ versus Sonderstellung

Hildenbrand et al. (1992) rekurrieren in ihrer Studie „Bauernfamilien im Modernisierungsprozess“ auf eine in der deutschsprachigen Agrarsoziologie verbreitete Argumentationsfigur: „Hier liegt die Ursache darin, dass der Landwirtschaft im Modernisierungsprozess eine Sonderstellung zukommt. Naturnahe Produktion lässt sich nur begrenzt technisieren und standardisieren, also industrialisieren. Wenn dies versucht wird, wie z. B. bei der Massentierhaltung, werden unmittelbar naturzerstörende Begleiterscheinungen offenbar“ (15). Für die Autoren stellt die bäuerliche Familienwirtschaft diejenige Form agrarischen Wirtschaftens dar, die der spezifischen Raum- und Zeitabhängigkeit der Landwirtschaft am ehesten gerecht wird. Natürliche Rhythmen des Wachstums und Reifens lassen sich „nur in Grenzen willkürlich steuern“ (25). Bodennutzung und Tierhaltung verlangen nach dem Einsatz eines partikularistischen

(Erfahrungs-)Wissens. In der Bauernfamilie wird dieses auf den spezifischen Naturraum bezogene Wissen intergenerationell weitergegeben. Ihre Mehrgenerationenstruktur sichert ein an Nachhaltigkeitskriterien orientiertes, auf den langfristigen Erhalt natürlicher Ressourcen ausgerichtetes Handeln. Zur Familienwirtschaft scheint es in der Sicht von Hildenbrand et al. keine „naturngerechte“ Alternativform agrarischen Wirtschaftens zu geben.

Hinsichtlich ihrer inneren Beschaffenheit weist die Bauernfamilie einige Besonderheiten auf (vgl. Rosenbaum, 1982; Sieder, 1987). In ihr liegt eine eigensinnige Verschränkung spezifischer und diffuser Sozialbeziehungen vor. Die einzelnen Familienmitglieder nehmen sowohl am Arbeitsprozess als auch am Familienleben teil – beide bilden eine nicht-ausdifferenzierte Einheit. Die „bäuerliche Familienverfassung“ (Planck, 1964) legt nicht zuletzt die Regeln der intergenerationellen Weitergabe des familialen Erbes fest. Aus ihr ergeben sich normative und sozialisatorische Arrangements, die den Hoferten sowie einheritende Familienmitglieder an den Hof binden und die weichenenden Erben von ihm freisetzen (vgl. Schmitt, 1988).

Diese strukturelevanten Eigenheiten haben die Anpassungsprozesse der Bauernfamilie an bürgerlich-urbane Familienstrukturen zumindest partiell überdauert (Planck, 1964; Linde, 1979; Timmermann/Vonderach, 1993). Mehr noch: Folgt man Hildenbrand et al., so befinden sich Bauernfamilien im Modernisierungsprozess in einem strukturell unauflösbaren Orientierungsdilemma: „Erfolgreiche landwirtschaftliche Familien zeichnen sich [...] dadurch aus, dass sie zwei widersprüchliche Orientierungen und Handlungsmuster miteinander zu verbinden vermögen: Einerseits werden sie mit den ansteigenden Komplexitäten des Alltagslebens flexibel fertig, indem sie zu ständiger Neuorientierung und damit zur kontinuierlichen Infragestellung traditionaler Orientierungsmuster bereit sind. Andererseits halten sie gleichzeitig an ihrer Eingebundenheit in einem zähen Untergrund von Tradition fest“ (18).

Dieses Orientierungsdilemma hat vor allem der designierte Hoferbe zu bewältigen. Zum einen soll er seiner traditionellen Verpflichtung auf die Weiterführung der Familientradition nachkommen, zum anderen „soll er gleichzeitig auch Individualist sein. [...] Landwirt zu sein bedeutet, zwei Bereiche zur Deckung bringen zu müssen, die nur schwer miteinander vereinbar sind: einerseits der Zwang zur dauerhaften Modernisierung, der auf der Individualebene seine Entsprechung im biographischen Entwurf einer innovativen Unternehmenspersönlichkeit zu finden hat, und andererseits die Anerkennung einer materiellen Rationalität, die Elemente der Tradition und der Moderne gleichermaßen einschliesst“ (15; vgl. auch: Hildenbrand, 1988; Hildenbrand, 1992).

Eine direkte Gegenposition zu den Annahmen von Hildenbrand et al. nehmen Autorinnen und Autoren ein, die sich auf Ogburns (1922) „cultural lag“-Hypothese abstützen (vgl. Barlösius, 1995). Dass für ihre ursprüngliche Formulierung ein noch ungebrochener Glaube an die wohlfahrtsgenerierenden Effekte naturwissenschaftlich-technischen Fortschritts konstitutiv war, wird insbesondere in der klassischen Studie Kötters (1958) sichtbar: „Man braucht die Tatsache der Naturabhängigkeit gar nicht zu leugnen und kann dennoch zu dem Schluss kommen, dass in der Einsicht in die biologischen Gesetze und der konsequenten Anwendung ihrer Erkenntnisse grosse Chancen der Angleichung der Produktivität liegen. Dann muss man sich aber auch gleichzeitig darüber klar werden, dass mit der Einführung des technischen Fortschrittes notwendigerweise institutionelle Änderungen verknüpft sein müssen, dass *pari passu* Agrarverfassung, Betriebsorganisation, ja der gesamte ländliche Raum umstrukturiert werden müssen“ (159). In Kötters Sicht sind es nicht strukturelle Besonderheiten der Landwirtschaft, die für die relative Disparität der agrarischen gegenüber der industriellen Entwicklung verantwortlich sind. Für ihn befindet sich die Landwirtschaft schlicht in einem Zustand ökonomischer Rückständigkeit. Er ist wesentlich auf das Festhalten der bäuerlichen Bevölkerung an vormodernen und überholten Werthaltungen zurückzuführen: „Es kommt vor allem auf die Einsicht an, dass viele Hindernisse der Integration der ländlichen Gebiete nicht so sehr auf den sicher nicht geringen ökonomischen Schwierigkeiten beruhen, sondern dass ein cultural lag vorliegt, indem alte Leitbilder und Bewusstseinsinhalte nicht mehr mit der Wirklichkeit korrespondieren“ (160).

1.2 Empirische und theoretische Defizite

Die Ausführungen zum Verhältnis von Landwirtschaft und Moderne weisen sowohl bei Kötter (1958) als auch bei Hildenbrand et al. (1992) einige Mängel auf. Auf die auffälligsten soll hier kurz hingewiesen werden:

1. Bei Kötter fehlt das Bemühen, etwa in Anlehnung an den von ihm wiederholt zitierten Karl Mannheim eine präzise Strukturanalyse der angeblich rückständigen bäuerlichen Leitbilder und Bewusstseinsinhalte vorzunehmen (vgl. exemplarisch: Mannheim, 1984). Zur Beantwortung der Frage, ob und inwieweit eingeschlossene kulturelle Muster ein unzeitgemässes wirtschaftliches Handeln bedingen, kann auf ihre archäologisch-wissenschaftliche Rekonstruktion nur um den Preis argumentativer Vagheit verzichtet werden.
2. Im Zusammenhang einer Strukturanalyse bäuerlichen Denkens wäre ausserdem zu klären, ob sich modern-unternehmerisches Handeln nicht partiell

auf kulturelle Sinnsysteme abstützen kann, die nicht unmittelbar „modernen“ Ursprungs sind. Nicht nur Max Webers Protestantismusthese, auch Karl Mannheims Ausführungen zum „ideologischen Bewusstsein“ (Mannheim, 1985) könnten hierfür als klassische Vorlagen dienen. Kötters These, wonach ökonomische Modernisierung eine vollständige Lösung von „traditionalen“ Sinngesamtheiten und Vergemeinschaftungsmodi notwendig voraussetzt, bedarf einer empirischen Überprüfung.

3. Die fallrekonstruktiven Analysen von Hildenbrand et al. zielen in erster Linie auf die Freilegung von „Handlungslogiken der Betriebsführung“ (108). Rekonstruiert werden diejenigen Strukturen der Betriebs- und Lebensführung, die sich innerhalb einer Familie über Generationen hinweg reproduziert haben. Sie strukturieren die aktuelle Bewältigung des Konflikts zwischen Tradition und Moderne und werden von den Autoren als relativ persistent wahrgenommen.

Ob sich die Rekonstruktion von „Handlungslogiken der Betriebsführung“ indes allein auf eine Analyse familien- und betriebsbiographischer Daten abstützen kann, ist fraglich. Hildenbrand et al. unterlassen es, in ihren Fallanalysen die kognitive Ebene systematisch zu berücksichtigen. Wir erfahren sehr wenig darüber, wie sich die interviewten Bauernfamilien die für sie relevante Wirklichkeit deutend zurechtlegen. Dies stellt insofern ein Defizit der Studie dar, als soziales Handeln die Deutung der Sachverhalte, auf die es sich bezieht, zwingend voraussetzt. Es ist anzunehmen, dass sich in der bäuerlichen Welt Deutungstraditionen etabliert haben, welche die Sicht auf ökonomische, ökologische und gesellschaftliche Zusammenhänge strukturieren und folglich handlungsrelevant sind. Möglicherweise liessen sich in den Interviewtexten auch Deutungsselemente auffinden, die einen Bruch mit den tradierten „Handlungslogiken“ vorwegnehmen, noch bevor er auf der Handlungsebene sichtbar wird.

4. Das von Hildenbrand et al. verwendete Modernisierungskonzept ist fragmentarisch. Zwar berücksichtigt es Prozesse innerbetrieblicher Rationalisierung, zunehmender Rechenhaftigkeit und sich erweiternder biographischer Handlungsräume. Die für bäuerliches Wirtschaften mittlerweile wichtigste Dimension von Modernisierung, den Markt, erfasst es jedoch unzureichend: Die im Zuge des GATT eingeleitete Deregulierung der Agrarmärkte, welche den Abbau staatlicher Preis- und Abnahmegarantien zur Folge hat, setzt den bäuerlichen Familienbetrieb zunehmend der „modernen“ Institution des Marktes aus. Für die Kontinuitätssicherung ist fortan nicht mehr allein die erfolgreiche Anbindung des Hofes an den Hof sowie die *innerbetriebliche* Verfolgung offensiver Modernisierungs- und Rationalisierungsstrategien ausschlaggebend. Sie wird zunehmend von der erfolgrei-

chen Habitualisierung modern-unternehmerischer (d. h. auf den Markt ausgerichteter) Handlungsorientierungen abhängig. Hildenbrand et al. scheinen sich modernes Unternehmertum weitgehend ohne Berücksichtigung des Marktes zu denken.

Lorei (1987) weist überzeugend nach, dass modern-unternehmerisches Handeln genau jene „materiale Rationalität“ impliziert, aufgrund derer Hildenbrand et al. zum Schluss gelangen, bäuerliches Handeln lasse sich nur begrenzt modernisieren. Künftige Marktentwicklungen sind prinzipiell nie vollständig antizipier- und berechenbar. Unternehmerisches Handeln ist folglich immer ein Handeln in eine offene und ungewisse Zukunft hinein. Als eine typische Form moderner „Lebenspraxis“ (Oevermann, 1985) lässt es sich strukturell nicht in ein Spezialistenhandeln unter Anwendung universalistischer Handlungsregeln transformieren. Folgte man Hildenbrands Parallelisierung des „Traditionalitäts“-Konzeptes mit dem Weberschen Konzept „materialer Rationalität“, müsste (gleich wie bäuerliches Handeln) auch modern-unternehmerisches und – allgemein – modern-lebenspraktisches Handeln als zwingend in einem „zähen Untergrund von Tradition“ verankert gedacht werden.

5. Ähnlich wie den Markt und modern-unternehmerisches Handeln blendet das Modernisierungskonzept von Hildenbrand et al. staatliches Handeln weitgehend aus. Durch gesetzliche Auflagen und die Schaffung wirtschaftlicher Handlungsanreize nimmt der Staat in fast allen Wirtschaftszweigen steuernd und sanktionierend auf die Ausgestaltung von Arbeitsbedingungen und – gerade wenn es um die Verfolgung ökologischer Ziele geht – den Einsatz von Produktionstechnologien Einfluss. Es lässt sich nur schwer begründen, weshalb dies in Bezug auf Tierhaltung und Bodennutzung nicht gleichermaßen der Fall sein könnte.

Insgesamt scheint fraglich, ob sich ohne die empirische Analyse bäuerlichen Bewusstseins und bäuerlicher Deutungsleistungen sowie ohne die eingehende Untersuchung ökonomischer und politischer Rahmenbedingungen soziologisch gehaltvolle Aussagen zur Stellung der Landwirtschaft in der Moderne formulieren lassen. Jenseits von Besonderheitsstilisierungen und überreichten Rückständigkeitserklärungen werden in Abschnitt 2 anhand exemplarischer Textstellenbelege einige Ergebnisse der wissenssoziologischen Rekonstruktion *deutungsmächtiger Kerne* bäuerlichen Bewusstseins dargestellt. Die Gesamtdatenbasis der Analyse umfasst neun, zirka einstündige, offene Forschungsinterviews, die zwischen 1994 und 1997 mit jungen Bauern aus verschiedenen Regionen der Schweiz durchgeführt wurden. Sieben der neun verschrifteten Interviews stammen aus einem Forschungsprojekt, das auf die Rekonstruktion typischer Muster und Motive der Hofnachfolge sowie typischer kognitiver und

wirtschaftlicher Positionierungsleistungen junger Hoferben ausgerichtet war (Schallberger, 1996). Die Fälle wurden nach der Methode des „theoretical sampling“ (Strauss/Corbin, 1996) schrittweise ausgewählt.

1.3 Der Deutungsmusteransatz

Die Analyse der Forschungsinterviews hat sich wesentlich vom soziologischen „Deutungsmuster“-Konzept (vgl. Dewe/Ferchoff, 1984; Lüders/Meuser, 1997; Meuser/Sackmann, 1992) leiten lassen. Seine wichtigsten theoretischen und methodologischen Implikationen lassen sich wie folgt zusammenfassen:

1. Deutungsmusteranalysen beabsichtigen die Rekonstruktion der kategorialen Systeme, nach denen bestimmte Personengruppen die für sie relevanten Wirklichkeitssphären eingrenzen, wahrnehmen und interpretieren. Ausgehend von der soziologischen common-sense-Überlegung, dass die Ausgestaltung individuellen Handelns nicht unwesentlich von habitualisierten Deutungsleistungen abhängig ist (vgl. Honegger, 1978, 25 f.), geht es in Deutungsmusteranalysen insbesondere um die archäologische Freilegung der generativen und strukturierenden Kerne individueller Wirklichkeitsrepräsentation.
2. Deutungsmuster bezeichnen also einen „primären“, meist latenten Kern der Wirklichkeitsdeutung, aus dem Meinungen und Ansichten erst „sekundär“ hervorgehen (Oevermann, 1973). Ihre Freilegung hat auf ein methodisches Instrumentarium Zugriff zu nehmen, das die sinn- und bedeutungsgenerierenden Prinzipien, die hinter dem Geäußerten stehen, sensibel genug zu erfassen vermag. Forschungspraktisch bietet sich insbesondere das sequenzanalytische Verfahren der objektiven Hermeneutik an (vgl. Oevermann et al., 1979).
3. In ihrem historisch-genetischen Ursprung gehen kulturelle Deutungsmuster auf die Auseinandersetzung mit relativ greifbaren und konkreten Handlungsproblemen zurück (Oevermann, 1973). Sie sorgen für die kognitiven Sicherheiten, auf die sich jede routinisierte Bewältigung von Handlungsproblemen zwingend muss stützen können.
4. Indem sie zur Verfestigung, Routinisierung und Institutionalisierung bestimmter Problembewältigungsstrategien beitragen, wirken kulturelle Deutungsmuster strukturierend auf soziales Handeln ein. Hierbei nimmt umgekehrt ihr eigener Grad der Dichte kontinuierlich zu. In Zeiten, in denen sich Problemlagen verändern oder verschieben, kann die „Persistenz“ von Deutungsmustern zum Hemmschuh innovativer Anpassungsleistungen werden (Honegger, 1978). Gleichzeitig bilden Umbruchsphasen eine „ideale“

Voraussetzung für ihre analytische Freilegung: „Dann erst, plötzlich, in Situationen, in denen epochale Hintergrundüberzeugungen mehr oder weniger ins irrisierende Gerede kommen, wenn unproblematische Weltdeutungen sich an den Reibungsflächen neuer objektiver Strukturprobleme wundzusehern beginnen, dann erst werden wir gewahr, welch hohes Strukturierungs- und Steuerungspotential ihnen in Zeiten der selbstverständlichen Geltung zugefallen sein muss.“ (Matthiesen, 1994, 97)

2. Empirische Ergebnisse: Das Deutungsmuster „Subsistenz“

Die Schweizer Agrarpolitik hat sich seit der Veröffentlichung des siebten Landwirtschaftsberichts im Januar 1992 fundamental verändert (vgl. BR, 1992; BR, 1996; Schallberger, 1998). Seit Juni 1996 kommen diese Veränderungen in einem neuen Verfassungsartikel über Landwirtschaft (Art. 31octies) zum Ausdruck. Hier heisst es wörtlich: „(Der Bund) fördert mit wirtschaftlich lohnenden Anreizen Produktionsformen, die besonders naturnah, umwelt- und tierfreundlich sind. [...] Er schützt die Umwelt vor Beeinträchtigungen durch überhöhten Einsatz von Düngestoffen, Chemikalien und anderen Hilfsstoffen.“ Diese Schwerpunktsetzung auf Ökologie hat nebst einem „ideellen“ auch einen pragmatischen Grund. Nach der Ratifizierung des GATT ist es nur noch bedingt möglich, die Agrarstruktur der Schweiz durch marktinterventionistische Preis- und Abnahmegarantien sowie durch protektionistische Massnahmen zu beeinflussen. Der Agrarartikel sieht deshalb ein neues politisches Steuerungsinstrument vor, das mit der geforderten Deregulierung der Agrarmärkte weitgehend kompatibel ist: Durch sogenannte *Direktzahlungen* werden Anreize in Richtung ökologischer Bewirtschaftungsformen geschaffen und die entsprechenden Leistungen staatlich belohnt. Die „Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen und [die] Pflege der Kulturlandschaft“ sowie die „dezentrale Besiedelung des Landes“ – werden hierbei als „Kollektivgüter“ aufgefasst, bei deren Bereitstellung der Markt versagt (vgl. Weimann, 1990). Die neue Agrarpolitik setzt die Bauern in ihren wirtschaftlichen Aktivitäten dem Markt aus, verpflichtet sie durch entsprechende Anreize aber gleichzeitig auf die Ausübung einer landschaftspflegerischen Funktion.

Die Darstellung der wichtigsten Ergebnisse der Interviewanalysen ist auf die Beantwortung der folgenden Leitfrage ausgerichtet: Kommt in den Äusserungen junger Bauern, insbesondere in denjenigen, die den Markt (2.1), die Familientradition (2.2) sowie ökologische Problemstellungen (2.3) betreffen, ein Bewusstsein zum Ausdruck, das man als „traditional“ (im Sinne von

Hildenbrand et al.) oder als „rückständig“ (im Sinne von Kötter) bezeichnen kann?

2.1 Die spontane Politische Ökonomie junger Bauern

Im Gespräch mit Simon (S), einem 24-jährigen Bauern aus dem Berner Jura, ist sowohl von den Direktzahlungen als auch von der gesellschaftlichen Funktion der Bauern ausführlich die Rede.

Im folgenden Auszug fasst der Interviewer (I) eine vorhergegangene Aussage Simons zusammen und fordert ihn zu ihrer nochmaligen Bestätigung auf.

I: Also primär einmal die Bauern, die Nahrungsmittel produzieren //S: Ja// für Nahrungsmittelversorgung da sind, ja. ... Und Du denkst, das sieht man heutzutage nicht mehr so, dass eigentlich die Bauern da noch eine ganz ursprüngliche Funktion haben?

S: Nein, ich denke schon, da wird, wird äh, vor allem, ... Das wird schon vergessen, hab ich das Gefühl, vom Konsumenten, dass eigentlich, ja, dass es einfach die braucht. Gut, jetzt hat man von mir aus gesehen einen gewissen Wohlstand, wo man kann das Zeug alles importieren //I: Mh//, ... es kostet uns nicht viel. Sie produzieren sogar billiger, aber eh, ich weiss auch nicht, das das kann vielleicht mal wechseln, ich hoffe nicht, aber ... es könnte //I: Ja// ...

Auf das nochmalige Nachhaken des Interviewers hin baut Simon sein Argument – „die Bauern haben in erster Linie eine Versorgungsfunktion“ – weiter aus. Behutsam lässt er sich darauf ein, seine vorerst rein indexikalische Feststellung: „dass es einfach die braucht“ explizit zu begründen. An seinen Ausführungen wird sichtbar, wo Simon seine unerschütterliche Gewissheit, dass es in der Schweiz die Bauern einfach braucht, hernimmt.

2.1.1 „Labour-consumer-balance“ und Deutungsmuster „Subsistenz“

Es sind die Konsumenten, Menschen in ihrer spezifischen Eigenschaft als „Esser“, die gemäss Simon *da etwas vergessen*. Das Stilmoment des Moralisierens („Da wird schon etwas vergessen“) berücksichtigend, lässt sich seine Botschaft auf die folgende, plakative Formel bringen: „Esser, vergesst nicht, liegt Ihr zu essen braucht“. Dass es in der Schweiz die Bauern einfach braucht, liegt allein schon darin begründet, dass es in der Schweiz eine bestimmte Zahl von Konsumenten gibt. Simons Argumentation leitet sich also unmittelbar aus dem „Gedanken der Nahrung“ ab. Eine eigensinnige Gleichgewichtstheorie bildet das Kernstück seiner spontanen Politischen Ökonomie: Angebot und

Nachfrage müssen sich in einem *physischen* Gleichgewicht, in einer „labour-consumer-balance“, befinden.

Diese einfache Ökonomie der Subsistenzsicherung kommt vorerst ohne die reflexive Berücksichtigung allfälliger Allokationsmechanismen, also ohne Märkte und ohne Preise aus. Sie erfasst die Erzeugnisse bäuerlichen Wirtschaftens ausschliesslich in ihrer „primären“ Form von „Gebrauchswerten“ (Marx, 1982, 49 ff.) Dass es die Bauern einfach braucht, leitet sich aus der naturwüchsigen Notwendigkeit der Reproduktion des Lebens ab.

Indessen entgeht es Simon nicht, dass es für die effiziente Produktion von Nahrungsmitteln komparative Standortvorteile gibt. Nahrungsmittel können im Ausland billiger produziert werden als in der Schweiz. Folglich ist zu erwarten, dass Simon, um sein Modell zu immunisieren, auf das Argument der wirtschaftlichen Landesverteidigung Zugriff nehmen wird. Der Selbstversorgungsgrad der Schweiz darf aufgrund möglicher Verstrickungen in einen künftigen Krieg einen bestimmten Mindestwert nicht unterschreiten. Wenn Simon sagt: „das kann wieder einmal wechseln, ich hoffe es nicht“, scheint er genau *dieses* Szenario im Kopf zu haben.

Bei einer präzisen Analyse zeigt sich jedoch, dass Simon nicht einfach in den kriegswirtschaftlichen Kategorien der alten Agrarpolitik denkt (vgl. Moser, 1994). Seine spontan-ökonomische Theoriebildung hat ihren eigentlichen Hintergrund in der traditionellen Ordnung bäuerlicher Familienwirtschaft. Seinem gesamten ökonomischen Denken liegt ein Deutungsmuster zugrunde, das bereits in der von Brunner charakterisierten „alteuropäischen Ökonomik“ (Brunner, 1968) strukturiert wirkte. Es lässt sich zugespitzt als Deutungsmuster „Subsistenz“ bezeichnen.

Dass Simon in den Kategorien einer – in einem historischen Sinne – traditionellen Wirtschaftsweise denkt, kommt besonders deutlich in der Aussage: „Gut, jetzt hat man von mir aus gesehen einen gewissen Wohlstand, man kann das Zeug alles importieren, es kostet uns nicht viel“ zum Ausdruck. Das ökonomische Ziel der traditionellen Familienwirtschaft besteht nicht in der Maximierung des Nettogewinns, sondern – qua Bruttoertragsmehrung – in der Sicherung der Subsistenz der auf dem Hof ansässigen Familie (Sieder, 1987; Rosenbaum, 1982; Rosenbaum, 1979). Für die traditionale Bauernfamilie stellt der externe Zukauf von Waren, selbst dann, wenn sie anderswo günstiger produziert werden könnten, bzw. wenn sie „nicht viel kosten“, einen – falls die notwendigen Arbeitskapazitäten vorhanden sind – *durch Eigenproduktion vermeidbaren* Kostenfaktor dar. In Anlehnung an Tschajanow (1987) und gestützt auf historische Belege hat Medick (1982) skizziert, nach welcher eigensinnigen Ratio in der traditionellen Bauernfamilie der Arbeitsaufwand bemessen

wurde: „Sinken z. B. die Erträge der Familienwirtschaft, so steigert diese ihren Arbeitsaufwand, auch über das Mass hinaus, welches in ausgebildeten Lohnarbeits-Kapitalverhältnissen üblich ist bzw. dort durch das Interesse an der kontinuierlichen Reproduktion der Arbeitskraft gesetzt und zugleich auch begrenzt ist. Aufgrund des Mangels an alternativen Verwendungsmöglichkeiten der Arbeitskraft (zero-opportunity) stellt der Arbeitsaufwand für die Familienwirtschaft – irrspektive seine jeweilige Höhe – einen unvermeidlichen fixen Kostenfaktor dar. Er ist mit „zero-opportunity costs“ verbunden, solange die familiäre Subsistenz nicht gesichert ist und marginale Ertragsmöglichkeiten vorhanden sind. Dies gilt auch dann, wenn die erwirtschafteten Erträge im Rahmen einer Netto-Gewinnrechnung, welche vergleichbare Lohnsätze in Anspruch bringt, ein Defizit ergeben würden, und der berechenbare Ertrag somit als unterhalb der Selbstkostenschwelle befindlich erscheint“ (263).

Simons Aussage, „es kostet uns nicht viel“, besitzt zugespitzt den folgenden Bedeutungsgehalt: „Wenn wir Verzicht leisten und alles selber herstellen, kostet uns das nicht nur nicht viel, sondern im Grunde *gar nichts*.“ Ohne Brechung wendet Simon die ökonomische Ratio traditionaler Familienwirtschaft auf die Ökonomie der Schweiz an. Die Schweiz ist in seiner Vorstellung ein „Ganzes Haus“ (Brunner, 1968). Dank seines Wohlstands kann sich dieses Haus momentan den Warenzukauf noch leisten. Dennoch ist Vorsicht geboten: Mit dem Wohlstand könnte es plötzlich zu Ende sein: „Das kann vielleicht mal wechseln.“

In Simons spontaner Politischer Ökonomie liegt das Opportunitätskostenkonzept sowie die Vorstellung von Arbitrage-Geschäften ausserhalb des Denkmöglichen.

2.1.2 Objektiver Wert und „unternehmerische“ Freiheit

Selbstverständlich entgeht es Simon nicht, dass innerhalb des „Hauses Schweiz“ Tausch-Geschäfte getätigt werden. Auch *seine* Politische Ökonomie bedarf einer Konzeption von Preisen. Angesprochen auf das Instrument der Direktzahlungen, bringt Simon seine Preis- und Werttheorie explizit auf den Punkt.

S: Ich finde es ... Ich würde es sinnvoller finden, wenn man uns das Produkt würde bezahlen, wo wie es Wert, soviel wie es Wert hat, ... oder nach dem, ... ja, dass man von dem könnte leben und das wü-, das wä- könnte man nachher auch viel besser arbeiten, von mir aus gesehen, viel freier, hätte die grössere Möglichkeit, das ein wenig zu planen und so //t: Mhm// als wenn man da ... ja mit dieser IP- ... Direktzahlungen und so, (lachend) s'ist schön, wenn man sie bekommt //t: Ja, ja// ich finde es ein wenig ... nicht unbedingt gut.

Simon referiert äusserst präzise die objektive Wertlehre der klassischen Ökonomie (vgl. Marx, 1982). Der objektive Wert eines Gutes bemisst sich nach der Arbeitskraft, die in seine Herstellung investiert wurde. Der zu bezahlende Preis entspricht demjenigen Wert, der zur Reproduktion der veräusserten Arbeitskraft vonnöten ist, „dass man von dem könnte leben“. Simon „ignoriert“ also den Umstand, dass Preise nicht auf Höfen, sondern auf Märkten entstehen. Auch diese Konstruktion liegt ganz auf der Linie eines subsistenzlogischen Denkens. Die Bezahlung des objektiven Preises stellt sicher, dass alle am Tausch beteiligten Parteien ihre „auskömmliche Nahrung“ haben.

Mit der Vorstellung des objektiven Wertes, bzw. des „kost-deckenden Preises“ geht bei Simon auch eine bestimmte Vorstellung unternehmerischer Freiheit einher. Wenn er für seine Produkte bekäme, was sie objektiv wert sind, könnte er viel besser und viel freier wirtschaften, meint er. Sein Modell unternehmerischen Handelns weist genau diejenigen Verkürzungen auf, an denen auch das Modernisierungskonzept von Hildenbrand et al. leidet. Beide ignorieren sie den Markt. Freiheit und Autonomie besitzen hinsichtlich wirtschaftlichen Handelns einzig die Dimension *innerbetrieblicher* Rationalisierung, Planung und Kalkulation, „man hätte die grössere Möglichkeit, das ein wenig zu planen und so“. Simons unternehmerische Freiheit ist nicht eine, die sich auf dem Markt – in Auseinandersetzung mit nur bedingt antizipier- und berechenbaren Entwicklungen – beständig von Neuem bewähren muss. Erst das in gewissem Sinne „irrationale“ Moment, dass man im Voraus nie genau weiss, ob man das Richtige unternimmt und es dennoch *unternehmen muss*, macht unternehmerisches Handeln zu einer typischen Form von moderner Lebenspraxis (vgl. Schumpeter, 1912, XX ff.; Lorei, 1987; Oevermann, 1985).

Simons Ausführungen dokumentieren, dass er sich als ein „moderner“ bauerlicher Unternehmer noch nicht konstituiert hat. Seine Unternehmernkonzeption deckt sich weitgehend mit der Doktrin des „Bauern als selbstständigem Unternehmer“, wie sie bis vor kurzem noch offiziell propagiert wurde (vgl. Moser, 1994; Baumann, 1993; Tanner/Head-König, 1993). Freilich gehört diese Unternehmernkonzeption in eine Zeit, in der aufgrund garantierter Preise und garantierter Abnahmemengen modern-unternehmerische Praktiken in der Landwirtschaft noch gar nicht entwickelt werden konnten: „So hat der Bauer in all den Jahren steigender Preise aus Boden und Stall und den eigenen Kräften herausgeholt, was herauszuholen war, und sich dabei stets als echter Unternehmer gefühlt. Denn ob die Preise nun ‚da oben‘ oder in Märkten gemacht wurden – es gab immer noch genügend Unsicherheiten zu parieren“ (Gygy, 1994, 49). Die alte Agrarpolitik scheint zur Tradierung und Konservierung des Deutungsmusters Subsistenz einen wesentlichen Beitrag geleistet zu haben (vgl. Schallberger, 1996, 165 ff.).

2.1.3 Gerechter Preis und moralische Ökonomie

Nebst der dargelegten Unternehmernkonzeption geht mit dem Deutungsmuster „Subsistenz“ auch eine bestimmte Vorstellung von Gerechtigkeit einher. Der kost-deckende Preis wird als ein *gerechter* Preis gedacht. Besonders deutlich wird dies an den Ausführungen von Ernst (E), einem 23-jährigen Bauern aus dem Entlebuch. Ernst äussert im Verlaufe des Interviews eine ziemlich eindringliche Wunschphantasie:

E: Irgendwie wäre es doch viel schöner, wenn wir könnten von dem leben, was wir produzieren, was wir machen, oder.

Die pragmatischen Bedingungen, um unmittelbar von dem leben zu können, was man macht und produziert, sind ausschliesslich auf einem vollständig autarken Bauernhof erfüllt. Zerfällt die traditionale Einheit von Produktion und Konsum, muss sie sekundär vermittelt werden. Ihr Vermittlungsmedium ist der kostdeckende Preis. Die Entstehung von Preisen erscheint in Ernsts Ausführungen nunmehr als eine moralische Veranstaltung.

Um in den Genuss von Direktzahlungen zu kommen, hat Ernst seinen Betrieb auf sogenannte integrierte Produktion umgestellt. Dennoch will ihm das Direktzahlungsinstrument nicht so ganz einleuchten:

E: Mehr Mühe habe ich mit dem, dass sie wollen alles umstellen in dem Sinne, dass sie mit Direktzahlungen kommen und einfach wir den Preis nicht bekommen für unsere Produkte //I: Mhm// einfach immer weniger und weniger, oder, //I: Mhm// und der Konsument zahlt dann durch das auch wenig, oder, hört aber, dass die Bauern Direktzahlungen bekommen, und sagt sich: Also heiliger Cheib, wir bezahlen das Essen und nachher bekommen sie Direktzahlungen auch noch, oder //I: Ja, ja// aber wenn man mit diesem Preis normal hinauf wäre, wie wie mit den anderen Nah- Lebensmitteln, oder, würde das einfach auch bezahlt.

An Ernsts Aussagen fällt insbesondere die eigensinnige Personalisierung der Marktkräfte auf: Sie geben uns – statt den Preis – Direktzahlungen und man hätte mit den Preisen normal hinauf müssen. Seine Argumentation scheint sich unmittelbar aus der Realität staatlicher Preisregulierung herzuleiten. Es ist, zum Zeitpunkt des Interviews, immer noch der Bundesrat, der in der Schweiz den Milchpreis festlegt. Allerdings erfüllt er – in Ernsts Sicht – hierbei einzig die Funktion, den ungeschmälernten Transfer objektiver Preise rechtlich sicherzustellen. In dieser Funktion hat der Bundesrat in neuester Zeit *moralisch* versagt. Indem er den Milchpreis unterhalb des „normalen“ Preises festgesetzt hat, ist den Bauern objektiv eine Ungerechtigkeit widerfahren. Sie können von dem, was sie produzieren, nicht mehr leben.

Wie moralisierend Ernsts spontane Politische Ökonomie ist, zeigt sich etwa an der folgenden Formulierung. Nicht nur die Bauern, auch die Konsumenten sind Betrogene der neuen Agrarpolitik: „Also heiliger Cheib, wir bezahlen das Essen und nachher bekommen sie Direktzahlungen auch noch.“ Das Essen hat seinen objektiven Preis, den der gerecht handelnde Konsument gerne zu zahlen bereit ist, „dann würde das einfach auch bezahlt“. Allerdings wird er kaum einsehen, weshalb er dem Bauern – zusätzlich zum Essen – in Form von Direktzahlungen auch noch etwas anderes bezahlen sollte. Ernsts Unterstellung, dass auch der Konsument in den Kategorien einer „moralischen Ökonomie“ (vgl. Thompson, 1980) denkt, überrascht nicht, weil ihm generell keine anderen zugänglich sind.

Für Peter (P), einen 28-jährigen Bauern aus dem Thurgau, haben staatliche Direktzahlungen nur dann einen Sinn, wenn mit ihnen ein arbeitsmässiger Mehraufwand entlohnt wird.

P: Ja, das finde ich vor allem noch eine gute Sache, wenn zum Beispiel die Hochstämme, wenn man das zum Beispiel tut ein bisschen entlohnen, weil das ist jetzt wirklich ein Mehraufwand, wenn du musst da herumgräseln und machen und so.

Die aktuell entrichteten Beiträge reichten allerdings nicht aus, diesen Mehraufwand zu decken:

P: Und das ist einfach schade, wenn alle zusammen würden verschwinden. Von dem her hab ich schon das Gefühl, sollte man ein bisschen schauen, dass dort ein bisschen etwas ausbezahlt wird, oder, den Bauern, dass sie dieses Zeug wenigstens stehen lassen.

Peter misst der Existenz von Hochstammbäumen einen eigenen Wert zu. Seine Ausführungen scheinen konsequent die offizielle Begründung produktionsunabhängiger Direktzahlungen wiederzugeben: Die Bauern sollen für die positiven externen Effekte ihres Handelns, zum Beispiel für das Stehenlassen des Kollektivguts „Hochstammbäume“, vom Staat angemessen entlohnt werden. Eine präzise Textanalyse zeigt jedoch, dass Peter nicht die Entlohnung produktionsunabhängiger Leistungen, sondern die Bezahlung eines gerechten Preises fordert. Weil er wegen der freistehenden Hochstammbäume ein *Mehr an Arbeitskraft* in die Erzeugung seiner Produkte investieren muss, steht ihm objektiv auch ein höherer Preis zu. Erst nachdem ihm der Interviewer die offiziellisierte Begründung des Direktzahlungsinstruments bereits unterstellt hat, macht Peter dies explizit:

I: Also Du denkst, da müsste wirklich auch der Anreiz noch grösser sein, auch finanziell.

P: Ja, für solche Sachen. ... Oder dann bezahlen sie mehr für das Mostobst! Nicht a- nicht ewigs mit dem Mo- als das würd ich noch fast besser finden, wenn sie einfach den Mostobstpreis, eh, eher ein wenig würden anheben, oder mindestens gleich lassen für die nächsten Jahre, dann würde vielleicht noch etwa ein ein Bauer sich sagen: ok! gibt ja noch wenigstens etwas für das Mostobst, oder, dann lassen wir diese Bäume stehen!

Wie Simon und Ernst nimmt Peter auf ökonomische Kategorien Zugriff, die sich stringent aus dem Deutungsmuster „Subsistenz“ herleiten. Aus den Ausführungen von insgesamt fünf der neun interviewten Bauern geht deutlich hervor, dass sich ihre alltagsökonomische Theoriebildung an traditionellen subsistenzwirtschaftlichen Verhältnissen orientiert. Der Preis fungiert als ein Vermittlungsmedium zwischen der Produktion und dem Konsum von *Gebrauchswerten*. Die Herstellung der labour-consumer-balance bzw. die Einlösung des moralischen Postulats, dass alle von dem *leben* können, was sie *machen*, bedingt die Bezahlung objektiver bzw. gerechter Preise. Ihr Transfer stellt sicher, dass alle Mitglieder einer Bevölkerung zu essen haben bzw. dass alle ihre Arbeitskraft zwecks Schöpfung neuer Gebrauchswerte beständig reproduzieren können.

Ausserdem erschliesst sich aus dem Subsistenz-Deutungsmuster eine als vormodern zu bezeichnende Konzeption unternehmerischen Handelns, ein prinzipielles Unverständnis für das agrarpolitische Steuerungsinstrument produktionsunabhängiger Direktzahlungen sowie die Vorstellung der Schweiz als ein autarkes Wirtschaftsgebilde bzw. als ein „Ganzes Haus“.

2.2 Familienbindung und Autonomie

Sowohl hinsichtlich seiner Stellung in der Familientradition als auch hinsichtlich der ökologischen Motive, die Peters Bindung an den elterlichen Hof nicht unwesentlich steuern, ist die folgende Interviewsequenz äusserst aufschlussreich. Sie steht am Anfang einer längeren Erzählung über die Geschichte des Betriebs.

I: Also es ist mal eher ein kleiner Betrieb gewesen?

P: Jaa, das ist ist ein kleiner Betrieb gewesen, vier fünf Hektaren mal und und Obst produziert ist eigentlich da schon immer worden, mein Grossvater, der ist eh, ganz ein Angefressener gewesen, der hat auch einen Haufen dann Hochstämme, die hat der immer gesetzt, von denen wir jetzt schon viele wieder ausgerissen haben, da.

Mit der unvermittelten Feststellung, „und Obst produziert ist eigentlich da immer schon worden“, stellt sich Peter in eine Tradition hinein, deren sinn- und kontinuierstiftendes Motiv unter anderem die Freude an der Baumwärterei und am Obstbau ist. Indem er es an den Anfang einer längeren Erzählung stellt, verleiht er ihm ein besonderes Gewicht. Obwohl sich im Verlaufe der Jahrzehnte manches verändert hat, obwohl der Betrieb modernisiert wurde, ein paar der freistehenden, vom Grossvater gepflanzten Hochstammbäume nach und nach verschwunden sind und Peters Vater eine Baumschule aufgebaut hat, „motiviert“ es das Handeln mehrerer Wirtschaftsgenerationen. Die „Freude am Obst“, wie Peter es nennt, verbindet ihn mit dem Vater und dem Grossvater. Angesprochen auf ein älteres Foto des Gehöfts, das in der Wohnstube der Familie hängt, erinnert sich Peter spontan an den Schmerz des Vaters, als einige der dort abgebildeten Hochstammbäume dem von Peter initiierten Neubau eines Pouletmaststalles weichen mussten.

Das Baummotiv in Peters Erzählung dokumentiert, dass in der bäuerlichen Landwirtschaft der generationenübergreifenden Kontinuität von Hof und Familie eine besondere Bedeutung zufällt. Indem Peter von den Bäumen redet, verortet er sich im Stammbaum seiner Familie. Zweifelsohne, dies kann ohne weitere Umschweife festgehalten werden, ist Peters Verbleiben auf dem elterlichen Hof nicht unwesentlich durch seine Bindung an die Familientradition mitbeding. Lässt sich diese Bindung jedoch als eine „traditionale“ bezeichnen? Kommen, wie Hildenbrand et al. meinen, in der Entscheidung zeitgenössischer junger Bauern, trotz beruflicher Alternativen den elterlichen Betrieb zu übernehmen, „Reste traditionaler Bindung“ zum Tragen?

Am Beispiel der Partnerwahl hat Bourdieu (1987) umfassend beleuchtet, welche objektiv-strategischen Arrangements letztlich dafür verantwortlich sind, dass im Feld der Landwirtschaft die Transmission des familialen Erbes in der Regel reibungslos vonstatten geht. Der sozialisatorisch geformte Habitus des Hoferben zeichnet sich dadurch aus, dass er die Wahrnehmung und Bewertung von Handlungsalternativen, sein strategisches Kalkül sowie sein Geschmacksurteil in eine Richtung lenkt, in der ihm nur das als begehrtestenswert erscheint, was gleichzeitig seiner „objektiven“ Bestimmung, nämlich der Weiterführung der Familientradition, zum Durchbruch verhilft. Die Treffsicherheit bei der Partnerwahl ist Ausdruck einer das gesamte Handeln, Denken und Fühlen des Hoferben durchdringenden „amor fati“.

Peters Verbleiben auf dem elterlichen Hof ist nicht traditionsgeleitet. Es ist durch etwas anderes als „durch eingelebte Gewohnheit“ bestimmt und umfasst mehr als „ein dumpfes, in der Richtung der einmal eingelebten Einstellung ablaufendes Reagieren auf gewohnte Reize“ (Weber, 1980, 12). Hildenbrand et al.'s These, dass „Reste traditionaler Bindung“ nach wie vor konstitutiv für

die Übernahme eines Familienbetriebs sind, beruht auf einem objektivistischen, gleichsam vormodernen (oder „vorbourdieuschen“) Wert- und Rationalitätskonzept. Zum Fall eines jungen Agrarindustriellen schreiben sie: „Weil er in einem Familienbetrieb aufwuchs, eine qualifizierte Ausbildung machte und das sachliche Interesse an der Landwirtschaft nie verlor, ging er nicht in lukrativere Wirtschaftsbereiche, traf er eine Wahl, die nach dem Masstab rein ökonomischer ‚rational choice‘ ersichtlich eine ‚sub-optimale‘ war“ (123). Die hier gestellte Diagnose muss als kurzschlüssig bezeichnet werden. Nicht überall, wo starke Motive und starke Bindungen zum Tragen kommen, ist zwingend „Traditionalität“ im Spiel. „Das streng traditionale Verhalten steht [...] oft jenseits dessen, was man ein ‚sinnhaft‘ orientiertes Handeln überhaupt nennen kann“ (Weber, 1980, 12). Der junge Agrarindustrielle hingegen hat sich – durchaus „sinnhaft“ orientiert – ganz einfach für diejenige Option entschieden, die ihm in seiner *subjektiven Einschätzung* als die beste erschienen ist. Biographischen Entscheidungsoptionen haftet kein objektiver und objektiv bemessbarer Wert an. (Was die Rational-Choice-Theorie nicht zu erfassen vermag, ist nicht eine partielle „Traditionsgeleitetheit“ oder „Irrationalität“ individuellen Handelns. Sie hat ein schwerwiegenderes Problem: Ihr fehlt ein theoretisches und analytisches Instrumentarium, mit dem sich die soziale Genese individueller Präferenzen bzw. kollektiv geteilter Habitusformationen verständig erfassen und erklären liesse.)

Es stellt sich die Frage, wie der bäuerliche Habitus zustandekommt, der dem Hoferben die Fortsetzung der Familientradition als die beste aller – *in seiner Sicht* – wählbaren Entscheidungsoptionen erscheinen lässt. Bei den Interviewinterpretationen hat sich deutlich gezeigt, dass *in einem sehr spezifischen Sinne* bei allen interviewten Bauern – diese Feststellung mag auf den ersten Blick erstaunen – eine hochgradig „individualistische“ Habitusformation vorliegt. Ihre Bindung an den elterlichen Hof ist für alle zum Gegenstand einer reflexiven Objektivierung geworden. In diesem sehr spezifischen Sinne lässt sich davon reden, dass sich bei ihnen eine „Enttraditionalisierung“ (vgl. allgemein: Dülmen, 1997) der Hofbindung vollzogen hat. Dass man den elterlichen Hof weiterführt, hat den Charakter einer unhinterfragten und unhinterfragbaren Selbstverständlichkeit weitgehend verloren.

Aufschlussreich und *theoretisch* äusserst sensibel sind diesbezüglich die meist unaufgeforderten Versuche der interviewten Bauern, ihre Bindung an das familiäre Erbe diskursiv darzulegen. Während einige als spontane Habitus-Theoretiker in Erscheinung treten (1), setzen sich andere als kompetente Experten für jenen Konflikt in Szene, der von Hildenbrand et al. voreilig zu einem Strukturdilemma hypostasiert wird (2).

- (1) Ernst erzählt, seine Eltern seien früher immer gefragt worden, ob sie einen Nachfolger hätten. Seine Eltern hatten Glück. Nach der Geburt dreier Töchter kam der männliche Erbe dann doch noch zur Welt. Unmittelbar nach seiner Geburt wurde die Sanierung des Betriebs zügig in Angriff genommen. Ernst ist sich dessen bewusst, dass er hierdurch, schon von klein auf, auf seine spätere Nachfolge verpflichtet wurde. Wenn man sehe, was die Eltern für einen geleistet hätten, komme man gar nicht auf die Idee, sich Alternativen zur Hofübernahme zurechtzulegen. Der Habitus-Theoretiker Ernst ist über die „Fremdbestimmtheit“ seiner Biographie indes keineswegs unglücklich. Seine Sozialisation zum Hoferben hat einen Verlauf genommen, der ihm heute den elterlichen Hof als das höchste aller erstrebenswerten Güter erscheinen lässt. Auf diesen glücklichen Verlauf haben in seinem Falle nicht nur die Eltern, die den Hof zu einer ansehnlichen Sache gemacht haben, Einfluss genommen; es waren insbesondere Ernsts Schwestern, indem sie um die Schaffung eines – in einem positiven Sinne – hoch-emotionalisierten familiären Klimas besorgt waren.

E: Wir haben es extrem lustig, weißt Du, und dann ist wieder lustig, haben wir alle die gleichen Hobbys. Da kann es fast keine Leute auf den Skiern haben, aber wir viere sind alle unterwegs. Oder wir gehen rüdig gerne zu Berg. Oder im Sommer machst Du halt mal eher Feierabend und gehst irgendwie da an einen Ort in die Fluh hinauf, weißt Du. Von dem her ist super, weißt Du. [...] Und auch jetzt die älteste Schwester, die arbeitet zum Beispiel in der Stadt drinnen, oder, die pendelt jeden Tag, ich meine, die könnte schon lange eine Wohnung haben und die anderen auch, also von dem her.

Ernst weiss, dass er dereinst den Hof übernehmen wird, weil er gemäss traditionaler Erbfolgeregelung objektiv dazu an der Reihe ist. Er weiss sehr genau, dass hinter seiner Familien- bzw. Hofbindung so etwas wie eine „List der Vernunft“ bzw. eine „Amor fati“ steckt. Er kennt die Mechanismen und Arrangements, die zum Aufbau dieser Bindung zwangsläufig geführt haben. Dennoch (oder gerade deshalb) lässt sich seine Hofübernahme als nichts anderes deuten, als das Ergebnis einer autonomen Entscheidung.

- (2) Georg, ein 25-jähriger Hoferbe aus dem Aargau, der zusammen mit seinen Eltern einen 31-Hektar-Mischbetrieb bewirtschaftet, entwirft während des Interviews eine dichte und bildreiche Theorie des Konflikts zweier Wirtschaftergenerationen. Zugespielt auf ihren Kerngehalt handelt sie von der typischen Neigung des Familienunternehmens, unternehmerische und familiäre Fragen nicht strikte auseinanderzuhalten (vgl. Kets de Vries, 1995). Meinungsverschiedenheiten über die Ausrichtung des wirtschaftlichen Han-

delns, die in Georgs Sicht beim Zusammenwirken zweier Generationen genuin gegeben sind, werden von der älteren Generation tendenziell in familiäre Loyalitätskonflikte umgedeutet. Unternehmerische Entscheidungsgen werden nicht rein als solche bewertet, sondern auf ihre Vereinbarkeit mit der Respektierung väterlicher Autorität hin überprüft. Georg selbst vertritt – wenn auch nicht explizit – den Standpunkt, dass in modernen Familienunternehmen familiäre und ökonomische Reproduktionslogiken einer strikten Ausdifferenzierung bedürfen. In Georgs eigener Familie hat sich dieser Wandel bereits weitgehend vollzogen.

In der klassischen Studie „Der bäuerliche Familienbetrieb zwischen Patriarchat und Partnerschaft“ hat Planck (1964) gezeigt, dass der Modernisierung der Bauernfamilie – im Sinne der Ausdifferenzierung von Familie und Wirtschaftsunternehmen – keine Hindernisse im Wege stehen. Die *diesbezügliche* „Eigenart der Bauernfamilie“ fasst er als ein historisches und nicht als ein – im Sinne der Unüberwindbarkeit – „strukturelles“ Faktum auf. Planck führt dies im wesentlichen auf die Einbindung der Landwirtschaft in den Markt und eine damit verbundene Machtverschiebung zurück: „Der Hof braucht den Erben mehr, um erhalten zu bleiben, als der Erbe den Hof, um eine Existenz gründen zu können“ (67).

Obwohl sie von den meisten interviewten Bauern – so auch von Georg – nicht mehr in den Vordergrund gestellt wird, hat sich gezeigt, dass beim Entscheid für die Hofübernahme der Einbindung in eine Familientradition eine nach wie vor entscheidende Bedeutung zufällt. Von einer traditionsgeleiteten Nachfolge, bzw. von „Resten traditionaler Bindung“ kann indes bei keinem der untersuchten Fälle die Rede mehr sein. Sie gründet nicht auf „Tradition“ (im Weberschen Sinne) sondern auf einer reflexiv gewordenen „amor fati“.

2.3 Primärökologisches Bewusstsein

Die Erwähnung der Bäume übernimmt in Peters Erzählung (siehe 2.2) nebst der Selbstverortung in der Familientradition eine weitere Funktion. Authentisch kommt in ihr Peters Bindung an die Natur bzw. sein Ökologieverständnis zum Ausdruck.

Die schonende und nachhaltige Kultivierung des Bodens ist parallel zur erfolgreichen Sozialisation des Hoferben eine unabdingbare Voraussetzung für den langfristigen Bestand der (sesshaften!) Bauernfamilie. Es kann deshalb vermutet werden, dass in der bäuerlichen Naturbearbeitung, als der eigentlichen Grundlage allen vergangenen und künftigen Seins, „Interaktionsformen“ entstehen, die denjenigen der Sorge, der Pflege und der Liebe, wie sie für

primäre-Sozialbeziehungen konstitutiv sind, zumindest partiell strukturrähnlich sind. Des Grossvaters „Angenessenheit“ und Peters „Freude“ am Obst liegt weder theoretische Vernunft – im Sinne der reflexiven Einsicht in die wunderbaren Regelkreisläufe der Natur – noch ein romantisch-kontemplatives Naturempfinden zugrunde. Sie stützen sich vielmehr auf „praktischen Sinn“ (Bourdieu) bzw. einen primär-ökologischen Habitus ab. Dessen innerster Kern bildet das Deutungsmuster Subsistenz. Denn wer die Natur nicht sorgsam pflegt, wird langfristig keine „auskömmliche Nahrung“ haben.

In allen untersuchten Interviews zeigt sich mehr oder weniger deutlich, dass bäuerlichem Wirtschaften in der Schweiz auch heute noch eine primär-ökologische Motivik im obigen Sinne zugrundeliegt.

Zentral ist insbesondere die Vorstellung, dass jedes Stück Natur – auch unabhängig von ökonomischen Effizienzüberlegungen – zwingend der Pflege, der Kultivierung und in gewissem Sinne auch der Nutzung bedarf. Besonders prägnant werden die ethischen und ästhetischen Implikationen dieser Vorstellung von Hans (H), einem 20-jährigen Bergbauern aus dem Schächental, sowie von seiner Mutter ausformuliert. Im Anschluss an die vom Interviewer geäußerte Feststellung, die Schweizer Berglandwirtschaft sei doch eigentlich eine ziemlich kostspielige Angelegenheit, stellt sich zwischen Hans und seiner Mutter der folgende, hitzige Wortwechsel ein:

H: Ja, und nachher, was da mit diesen Gebieten u., wie würde das, das würde dann verwildern? sozusagen, diese Täler, die würden ja

Mutter: Das gibt es ja gar nicht. Da hier, bei einem, der nicht baut, das Heu, das ist ja eine verwilderte Sache nachher. Jetzt, so ist es schön, wie man es jetzt gemacht hat, wenn man diese Wiesen sieht, und wie das schön aussieht

H: Da hier eben ist

Mutter: und wenn man nachher muss warten, bis das Zeug dürr ist, sollen sie nachher einmal schauen kommen, (lachend) wie dieses Schächental dreinsieht.

H: Da hier ist die Umwelt, ist eigentlich da hier

M: Ja!

H: Tip top so, wie man es bis jetzt bewirtschaftet hat. Da hier ist nicht überjagt worden. Das ist wirklich so, wie man es eigentlich, diese Blumen, die kommen und das Gras, das Zeug kann abs- absamen

Für Hans ist klar, dass, koste es den Staat, was es wolle, auch im Schächental Landwirtschaft betrieben werden muss. Spätestens für den Fall einer globalen Klimakatastrophe müssten alle verfügbaren Bodenressourcen, seien sie noch so abgelegenen und ihre Erträge noch so gering, instandgehalten werden.

Die Nichtnutzung fruchtbaren Bodens würde indessen nicht nur die Regeln ökonomischer Subsistenz verletzen. Sie ginge gleichzeitig mit der Verletzung eines impliziten Bündnisses einher, das die Bauernfamilie gleichsam direkt mit der Natur unterhält. Die Verpflichtung, die Sache nicht verwildern zu lassen, besitzt in den Ausführungen der Mutter eine ethische Dimension. Wie ein schlecht umsorgtes Kind ginge die Natur, überliesse man sie sich selbst, zugrunde. Ihrem Selbstverständnis nach sehen sich Hans und seine Mutter als Träger eines gleichsam erzieherisch-zivilisatorischen Mandats, mit dem eine Verantwortung für die Natur – „das Heu, das ist ja eine verwilderte Sache nachher“ –, und indirekt auch gegenüber der Gesellschaft – „Sollen sie nachher einmal schauen kommen, wie dieses Schächental dreinsieht“ – einhergeht. Die Selbstverständlichkeit, mit der Hans' Mutter dieses doppelte Mandat unterstellt, dokumentiert die ungebrochene Authentizität des hier zum Ausdruck gelangenden, bäuerlichen Ethos der Naturbearbeitung: Durch Nichtbearbeitung verliert die Natur ihre Würde und fängt an, sich selbst zu zerstören. Der Erfolg bäuerlichen Wirtschaftens lässt sich in der Folge auch in ästhetischen Kategorien zum Ausdruck bringen: „Jetzt, so ist es schön, wie man es jetzt gemacht hat, wenn man diese Wiesen sieht, und wie das schön aussieht.“

Lässt sich das affektive Moment in der bäuerlichen Bindung an die Natur, das ausnahmslos in allen Forschungsinterviews sichtbar wird, als „traditional“ bezeichnen? Zweifelsohne kommen auch moderne Gesellschaften ohne einen Grundbestand affektiver Sozialbeziehungen nicht aus. Bei der affektiven Bindung an die Natur stellt sich die Sache allerdings anders dar. Der Zugriff auf natürliche Ressourcen kann – blendet man die Bedürfnisse künftiger Generationen aus dem rationalen Entscheidungskalkül aus – kurzfristig auch rein instrumentell sein, ohne dass der Handelnde unmittelbar die negativen Konsequenzen zu tragen hat. Um die – insbesondere langfristigen – Externalitäten wirtschaftlichen Handelns in Schach zu halten, bedarf es in modernen Gesellschaften der intervenierenden Kontrolle durch eine staatliche Instanz.

In das wirtschaftliche Handeln der *traditionalen* Bauernfamilie hingegen ist der Gedanke der Nachhaltigkeit strukturell immer schon eingebaut. Er leitet sich unmittelbar aus dem Gedanken *langfristiger* familiärer Subsistenz ab und generiert unter anderem die oben skizzierte, affektive Bindung an die Natur. So lässt sich denn tatsächlich davon reden, dass in der Naturbindungs-Motivik, die in den untersuchten Forschungsinterviews sichtbar wird, so etwas wie „Restbestände von Traditionalität“ enthalten sind.

3. Folgerungen: Bauernfamilie, Landwirtschaft und Moderne

Der neue Verfassungsartikel über Landwirtschaft entwirft für die Schweiz ein neues, gleichsam idealtypisches Modell bäuerlichen Wirtschaftens. Als *Unternehmer* stellt der Bauer Nahrungsmittel her und verwertet sie frei von staatlichen Interventionen auf dem Markt. Als *Produzent von Kollektivgütern* erbringt er nach Massgabe politischer Entscheidungen ökologische und landschaftsästhetische Leistungen, die durch Direktzahlungen entgolten werden.

Die klassische Frage der deutschsprachigen Agrarsoziologie – die Frage nach dem Verhältnis von Landwirtschaft und Moderne – muss nach der erfolgten Neugestaltung der Agrarpolitik radikal umformuliert werden. Die vermeintliche „Sonderstellung“ hat sich nach der Integration der Landwirtschaft in die moderne Industriegesellschaft faktisch erledigt. Es ist nunmehr zu fragen, inwieweit die bäuerliche Bevölkerung in der Lage ist, die von ihr geforderten Integrations- und Anpassungsleistungen tatsächlich zu erbringen. Unter Bezugnahme auf die in Teil 1 dargelegten theoretischen Positionen sind zwei Fragestellungen zu klären:

1. Lassen sich in den angestammten kulturellen Orientierungsmustern und Bewusstseinsinhalten der bäuerlichen Bevölkerung Elemente auffinden, die auf einen „cultural lag“ schliessen lassen und die die geforderten Anpassungsleistungen (zeitlich) verzögern?
2. Weisen die Landwirtschaft und die Bauernfamilie strukturell relevante Besonderheiten auf, aufgrund derer sie partiell nicht „modernisierbar“, d. h. anpassungsfähig an die neu geschaffenen Bedingungen sind?

3.1 „Cultural lag“?

Es liegt nahe, zwischen den Transformationsprozessen in der ehemaligen DDR und den Umbrüchen im Schweizer Agrarsektor Analogien zu sehen. Hier wie dort wird eine plan- in eine marktgesteuerte Wirtschaftsordnung umgewandelt. Neuere Untersuchungen über Selbständige in der ehemaligen DDR dokumentierten, dass die Entwicklung unternehmerischer Initiative nicht unwesentlich durch „habituelle Defizite“ bei ihren potentiellen Trägern behindert wird (Thomas (Hg.), 1997; Woderich, 1995; Heuberger/Tänzler 1996; Thomas, 1996; Koch/Thomas/Woderich, 1993; Lettke 1996). Argumentiert wird, dass Sozialisation unter planwirtschaftlichen Bedingungen zur Verfestigung und Tradierung von Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmustern geführt hat, die in einem Verhältnis der Nichtpassung zu den Handlungsanforderungen marktorientierten Wirtschaftens stehen. In den erwähnten Forschungsbefunden ist jedoch

auch von DDR-wüchsigen Handlungsdispositionen die Rede, die ein marktorientiertes Wirtschaften begünstigen können oder ihm zumindest nicht hinderlich sind (vgl. insbesondere Thomas, 1996; Koch/Thomas/Woderich, 1993).

Die hier dargestellten Analyseergebnisse dokumentierten, dass sich für die Bauern in der Schweiz Analoges feststellen lässt. Ersichtlich wird insbesondere, dass dem ökonomischen Denken einer grossen Zahl junger Bauern nach wie vor die Kategorien einer traditionellen Subsistenzwirtschaft zugrundeliegen. Zentral sind in diesem Denken die Konzepte der Gebrauchswertschöpfung, des objektiv-gerechten Preises, wirtschaftlicher Autarkie und „selbständigen“ Unternehmertums. Diese in *einem historischen Sinne* als „traditional“ zu bezeichnenden Bewusstseinsinhalte disponieren tendenziell zur Entwicklung wirtschaftlicher Handlungsstrategien, die den Verhältnissen des Marktes und der neu errichteten marktwirtschaftlichen Ordnung nicht angemessen sind. Statt seine Produktion unternehmerisch auf die Marktnachfrage abzustimmen, statt mit innovativen Produkten neue Märkte zu schaffen, statt für die von ihm erbrachten ökologischen Leistungen zu werben, bzw. den Bezug von Direktzahlungen offensiv zu legitimieren, neigt der typisch subsistenzlogisch denkende Bauer dazu, einen Selbstständigkeitsverlust zu beklagen und sich wegen sinkender Preise betrogen zu fühlen. Da mit der Einführung des Direktzahlungsinstruments nebst dem Zwang (bzw. der Chance) zu modern-unternehmerischem Handeln tatsächlich auch eine „Politisierung der Agrarpolitik“ (Barlösius, 1995) einhergeht, ist der wirtschaftliche Erfolg der Bauern künftig in gesteigertem Masse von öffentlicher Legitimationsarbeit abhängig. Dem stehen auf Seiten des subsistenzlogisch denkenden Bauern etwa die folgenden, mentalen und habituellen Widerstände entgegen: Der Wertcharakter produktionsunabhängiger Leistungen ist ihm unverständlich, weil er sein Handeln wesentlich als auf Bruttoertragsmaximierung ausgerichtet denkt. Eine Extensivierung der Produktion und die Nichtnutzung produktiver Kapazitäten widerspricht seinem bäuerlichen Schaffens-Ethos. Durch die administrative Fremdkontrolle seines Tuns sieht er die Alleinherrschaft über den Hof bzw. sein „selbständiges“ Unternehmertum unmittelbar bedroht.

Der Fall Georg lässt darauf schliessen, dass einer „Modernisierung“ bäuerlichen Bewusstseins, bzw. der Schliessung des – mit Blick auf den subsistenzlogisch denkenden Bauern feststellbaren – „cultural lag“, nichts Prinzipielles im Wege steht. Georg hat sich, wie die folgenden, nicht ausführlich zu kommentierenden Aussagen belegen, als ein „modern-offensiver, bäuerlicher Unternehmer“ (vgl. Schallberger, 1996) bereits vollständig konstituiert. Er richtet seine Produktionsentscheidungen auf den Markt aus (1) und begreift staatliche Direktzahlungen als ein Entgelt für Leistungen, für die er – auch diesbezüglich ist er ganz Unternehmer – ein offensives Marketing betreiben muss (2).

(1) Man muss einfach schauen wie der Markt spielt, wie auf welche Seite, dass man will ausgehen. Und das ist eigentlich das, was mich eben fasziniert am Ganzen: mit Werbung und, ja-a, Zeug und Sachen und da auch auf den Markt zu kommen. [...]

Und wie diese [Produkte] hergestellt sind, eben, das muss schlussendlich ja der Konsument entscheiden [...]

Eben von dem her hab ich das Gefühl, dass man jetzt vielleicht eher zu stark will Richtung Ökologie, oder dass man ja, eben dass man ja nicht darf den Markt einfach vergessen. Von dem her muss man einfach möglichst flexibel sein [...] eben, wenn in zehn Jahren wieder andere Sachen gefragt sind, dann wird man sich wieder anpassen müssen

(2) Das ist, ... das ist das Problem, dass man eben, dass man das, dass man das den Leuten kann zeigen: was macht man überhaupt, was ist IP, oder?, was ist Bio, oder?, ja, was bringt mir das wirklich?, dass man sieht, man macht eh, eh, ... eh Grünstreifen, was, man hat die vernetzten Lebensräume und so, mit Hecken, und und die gestuften Waldränder, und ja-a solches Zeug. ... Das sieht, das ist noch schwierig, das ganze noch wirklich hinüberzubringen. [...]

Im Prinzip ist es einfach die Aufklärung, ist, es ist einfach wahnsinnig schwierig, dass man diesen Leuten, das kann ein wenig aufzeigen und so. Und das muss, muss man sich noch recht stark bemühen drum.

Die „cultural lag“-Hypothese, die von den hier dargestellten Analyseergebnissen weitgehend gestützt wird, weist dennoch ein erhebliches Defizit auf. Sie ignoriert diejenigen kulturellen Orientierungen und Bewusstseinsinhalte, die ihrer Struktur nach zwar „vormodern“ sind, den Erfolg eines zeitgemässen wirtschaftlichen Handelns aber dennoch begünstigen. Die Analyse der ökologischen Motive bäuerlichen Wirtschaftens hat gezeigt, dass ihr nicht unwesentliche „traditionale“ Elemente zugrundeliegen. Auch wenn die skizzierte affektive Bindung an die Natur nicht konstitutiv für die Bereitstellung ökologischer Leistungen ist – diese lässt sich in einem gesetzlichen Auflagenkatalog präzisieren und staatlich kontrollieren –, verleiht sie dem, was Georg „hinüberbringen“ will, eine grössere Glaubwürdigkeit und ihm selbst die Lust, daraus im Sinne einer rationalen Wahl ein bäuerlicher und nicht ein (agrar-)industrieller Unternehmer zu sein.

3.2 Sonderstellung der Landwirtschaft und der Bauernfamilie?

Gegenwärtige Bauernfamilien sind in einem doppelten Sinne einem gesteigerten Modernisierungszwang unterworfen:

(1) Modernisierung der Familie: Aufgrund der allgemeinen Zunahme alternativer biographischer Optionen und einer weitgehenden Enttraditionalisierung der Hofbindung ist es für sie schwieriger geworden, ihren jeweiligen Erben auf die Fortsetzung der Familientradition zu verpflichten. Nebst der intensiven Modernisierung des Betriebs gelangen in den hier untersuchten Fällen weitere, zuweilen recht subtile Verpflichtungsmechanismen zur Anwendung. Sie alle haben den Effekt, dass sie dem Hoferberben – in seiner subjektiven Einschätzung – den Hof als die wertvollste aller Entscheidungsoptionen erscheinen lassen. In fast allen untersuchten Familien werden eindeutige Tendenzen der Entpatriarchalisierung und der Emotionalisierung der Familienverhältnisse und insgesamt einer *Ausdifferenzierung von Familienleben und Betriebsführung* sichtbar. Analoge Entwicklungen, die im Grenzfall die Trennung von Management und Besitz implizieren, lassen sich gegenwärtig auch in nichtbäuerlichen Unternehmerfamilien beobachten (vgl. hierzu die aufschlussreichen Einzelporäts in Dunsch, 1996). Aus den Konflikten, die sich hierbei ergeben können, eine partielle Nicht-Modernisierbarkeit der Unternehmer- bzw. der Bauernfamilie herzuleiten, wäre kurzschlüssig. Das Herausstreichen von *Strukturbesonderheiten* der Bauer- bzw. der Unternehmerfamilie scheint in einer rational nicht nachvollziehbaren Mystifizierung des Familienunternehmertums begründet zu sein.

(2) Modernisierung bäuerlichen Unternehmertums: Mit der Deregulierung der Agrarmärkte, d. h. dem Wegfall von Preis- und Abnahmegarantien ist die Sicherung der generationenübergreifenden Kontinuität der Bauernfamilie nicht mehr ausschliesslich von der erfolgreichen Anbindung des Hoferberben, sondern in erster Linie von ihrem unternehmerischen Erfolg auf Märkten (einschliesslich des Marktes für ökologische Kollektivgüter!) abhängig. Unternehmerisches Handeln ist in allen Wirtschaftszweigen *politisch* ausgehandelt, ökonomischen und rechtlichen Rahmenbedingungen unterstellt. Die Argumentation von Hildenbrand et al., dass der bäuerlichen Landwirtschaft diesbezüglich ein Sonderstatus zufallen muss, ist nicht nachvollziehbar. Sie argumentieren: „Landchaftsgestaltung ist [...] mit universalistischen (rein ökonomisch oder bürokratisch rationalen) sozialen Praxisformen nur oder nur schlecht vereinbar. Dazu kommt die Eigentümlichkeit konkreten, intuitiven bäuerlichen Wissens. Es bildet und erhält sich im Handeln vor Ort. Reisst die Kette der Weitergabe im alltäglichen Handeln und in der Generationenfolge, so geht dieses Wissen (als naturwüchsiges) verloren und ist nur partiell wissenschaftlich zu rekonstruieren.“ Dem ist entgegen-

genzuhalten, dass es für eine Vielzahl eindeutig als „modern“ zu kennzeichnender Praxisformen – etwa das unternehmerische (vgl. Lorei, 1987) oder das professionalisierte (vgl. Oevermann, 1997) Handeln – konstitutiv ist, dass sie nicht nach rein universalistischen Regeln gestaltbar sind. Sie sind aufgrund dessen jedoch weder eingebunden „in einem zähen Untergrund von Tradition“ (Hildenbrand et al., 1992, 18), noch entziehen sie sich vollumfänglich der Einbindung in staatliche Rahmenregelungen.

Dennoch weisen Bauernfamilien gegenüber alternativen Organisationsformen von Landwirtschaft einige Vorzüge auf. In ihr sind Möglichkeiten eines flexiblen Arbeitseinsatzes gegeben, die sich freilich auch als Möglichkeiten der Selbstausbeutung interpretieren lassen (vgl. Droz, 1998). Die Bauernfamilie ermöglicht ausserdem eine relativ reibungslose und verlustfreie Tradierung betriebspezifischen Wissens, wobei es sich hierbei – anders als Hildenbrand et al. meinen – nicht um ein besonderes Strukturproblem der Landwirtschaft handelt. Auch handwerkliche, industrielle und sogar managementgeführte Betriebe haben in der Regel eine Mehrgenerationenperspektive. Folglich müssen auch sie durch eine gezielte Personalpolitik und durch frühzeitig initiierte Nachfolgeregelungen den möglichst verlustfreien Transfer partikularistischen (Erfahrungs-)Wissens sicherzustellen versuchen.

Die Vernachlässigung von solchen Transmissionsperspektiven verweist auf den problematischen Charakter von sozialtheoretischen Analysen, welche eine fundamentale Differenz zwischen „modernen“ und „traditionalen“ Handlungsorientierungen unterstellen. In ihnen wird „Modernisierung“ als ein Prozess aufgefasst, der alle nicht-standardisierten, partikularistischen und diffusen Momente gesellschaftlich-gemeinschaftlichen Handelns zum Verschwinden bringen wird. Folglich werden diese dann im Bedarfsfall als „traditionale Relikte in der Moderne“ interpretiert. Einer solchen Konzeption des Modernisierungsprozesses fehlt ein Verständnis derjenigen Momente moderner Lebenspraxis, die genuin auf Sozialität und „Vergemeinschaftung“ gründen und ohne die „moderne Gesellschaft“ gar nicht möglich wäre.

LITERATURVERZEICHNIS

- Barlösius, Eva (1995), Worüber forscht die deutsche Agrarsoziologie? Zum Verhältnis von Agrarsoziologie und Agrarpolitik, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 47, 319–338.
- Baumann, Werner (1993), *Bauernstand und Bürgerblock. Ernst Laur und der Schweizerische Bauernverband 1897–1918*, Zürich: Chronos.
- Baumann, Werner; Peter Moser (1999), *Bauern im Industriestaat. Agrarpolitische Konzeptionen und bäuerliche Bewegungen in der Schweiz 1918–1968*, Zürich: Orell Füssli.
- Bourdieu, Pierre (1987), Boden und Heiratsstrategien, in: Ders., *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Brunner, Otto (1968), Das „Ganze Haus“ und die alpeuropäische „Ökonomik“, in: Ders., *Neue Wege der Verfassungsgeschichte*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- BR (Schweizerischer Bundesrat) (1992), *Siebenter Bericht über die Lage der schweizerischen Landwirtschaft und die Agrarpolitik des Bundes*, Bern: Eidgenössische Drucksachen- und Materialzentrale.
- BR (Schweizerischer Bundesrat) (1996), *Bootschaft zur Reform der Agrarpolitik. Zweite Etappe (Agrarpolitik 2002)*, Bern: Eidgenössische Drucksachen- und Materialzentrale.
- Dewe, Bernd; Wilfried Ferchhoff (1984), Deutungsmuster, in: Harald Kerber und Arnold Schmieder, Hrsg., *Handbuch Soziologie. Zur Theorie und Praxis sozialer Beziehungen*, Hamburg: Rowohlt.
- Droz, Yvan (1998), *De la monoculture de la vache à l'autoexploitation. Quelle économie pour quelle agriculture?*, Genève: Institut Universitaire d'Etudes du Développement, *Intéraits* n° 52.
- Dülmen, Richard van (1997), *Die Entdeckung des Individuums*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Dunsch, Jürgen, Hrsg. (1996), *An den Schalthelmen der Wirtschaft. 33 Unternehmerfamilien im Portrait*, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Gygy, B. (1994), Irrlichter im Moor. Ein Nationalökonom macht sich in den „Ferien auf dem Bauernhof“ Gedanken über die Situation des Gastgebers angesichts des GATT, über gerechte Preise und dergleichen mehr, *Bauern, was nun?* = *NZZ Folio*, 9, 47–49.
- Hagedorn, Konrad (1992), Das Leitbild des bäuerlichen Familienbetriebs in der Agrarpolitik, *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie*, 40, 53–86.
- Heuberger, Frank W.; Dirk Tänzler (1996), Existenzgründer in Ostdeutschland. Pioniere einer neuen Wirtschaftskultur, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 15, 33–46.
- Hildenbrand, Bruno (1988), Modernisierungsprozesse in der Landwirtschaft und ihre Bewältigung. Vergleich einer „schizophrenen“ und einer „normalen“ Familie, in: Kurt Lüscher, Hrsg., *Die „postmoderne“ Familie*, Konstanz: Universitätsverlag.
- Hildenbrand, Bruno (1992): Zur Transformation von Orientierungsmustern in einer landwirtschaftlichen Familie und ihr Scheitern, in: Michael Meuser und Reinhold Sackmann, Hrsg., *Analyse sozialer Deutungsmuster*, Pfaffenweiler: Centaurus.
- Hildenbrand, Bruno et al. (1992), *Bauernfamilien im Modernisierungsprozess*, Frankfurt/M.: Campus.
- Honegger, Claudia (1978), *Hexen der Neuzeit. Zur Sozialgeschichte eines kulturellen Deutungsmusters*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Keis de Vries, Manfred F.R. (1996), *Family Business. Human Dilemma in the Family Firm*, London: International Thompson Computer Press.
- Koch, Thomas; Michael Thomas und Rudolf Woderich (1993): Akteurgene und Handlungslogiken – das Beispiel der neuen Selbständigen in Ostdeutschland, *Berliner Journal für Soziologie*, 3, 275–291.

- Kötter, Herbert (1958), *Landbevölkerung im sozialen Wandel. Ein Beitrag zur ländlichen Soziologie*, Düsseldorf-Köln: Eugen Diederichs.
- Lettke, Frank (1996), *Habitus und Strategien ostdeutscher Unternehmer. Eine qualitativ-empirische Analyse unternehmerischen Handelns*, München und Mering: Rainer Hampp.
- Linde, Hans (1979), Persönlichkeitsbildung in der Landfamilie, in: Heidi Rosenbaum, Hrsg., *Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Loo, Hans van der; Willem van Reijen (1992), *Modernisierung. Projekt und Paradox*, München: Deutscher Taschenbuchverlag.
- Lorei, Annegret (1987): *Die Struktur unternehmerischen Handelns. Eine Fallrekonstruktion auf der Grundlage der strukturalen Hermeneutik*, Dissertation (Gesellschaftswissenschaften) Frankfurt/M.
- Lüders, Christian; Michael Meuser (1997), Deutungsmusteranalyse, in: Ronald Hitzler und Anne Honer, Hrsg., *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*, Opladen: Leske + Budrich.
- Mannheim, Karl (1984), *Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mannheim, Karl (1985), *Ideologie und Utopie*, Frankfurt/M.: Vittorio Klostermann.
- Marx, Karl (1982), *Das Kapital*, MEW 23, Berlin: Dietz.
- Matthiesen, Ulf (1994), Standbein-Spielbein. Deutungsmusteranalysen im Spannungsfeld von objektiver Hermeneutik und Sozialphänomenologie, in: Detlef Garz, Hrsg., *Die Welt als Text*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Medick, Hans (1982), Familienwirtschaft als Kategorie einer historisch-politischen Ökonomie. Die hausindustrielle Familienwirtschaft in der Übergangsphase zum Kapitalismus, in: Michael Mitterauer und Reinhold Sieder, Hrsg., *Historische Familienforschung*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Meuser, Michael; Reinhold Sackmann, Hrsg., (1992), *Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*, Pfaffenweiler: Centaurus.
- Moser, Peter (1994), *Der Stand der Bauern. Bäuerliche Politik, Wirtschaft und Kultur gestern und heute*, Frauenfeld: Huber.
- Oevermann, Ulrich (1973), *Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern*, Manuskript, Frankfurt/M.
- Oevermann, Ulrich (1985), Versozialwissenschaftlichung der Identitätsinformation und die Verweigerung von Lebenspraxis. Eine aktuelle Variante der Dialektik der Aufklärung, in: Bernd Lutz, Hrsg., *Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung. Verhandlungen des 22. Deutschen Soziologentags in Dortmund 1984*, Frankfurt/M.: Campus.
- Oevermann, Ulrich et al. (1979), Die Methodologie der objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungsethische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Hans-Georg Soeffner, Hrsg., *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart: Metzler.
- Oevermann, Ulrich (1997), Die Architektonik einer revidierten Professionalisierungstheorie und die Professionalisierung rechtspflegerischen Handelns, Vorwort zu 'Andreas Wernet, *Professioneller Habitus im Recht*, Berlin: edition sigma.
- Ogburn, William F. (1922) 1966), *Social change*, New York: Dell.
- Planck, Ulrich (1964), *Der bäuerliche Familienbetrieb zwischen Patriarchat und Partnerschaft*, Stuttgart: Soziologische Gegenwartfragen, N.F. Heft 20.
- Planck, Ulrich (1985), Die Landwirtschaft in der Industriegesellschaft und die Industrialisierung der Landwirtschaft, *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie*, 33, 56-71.
- Pongratz, Hans (1987), Bauern – Am Rande der Gesellschaft. Eine theoretische und empirische Analyse zum gesellschaftlichen Bewusstsein von Bauern, *Soziale Welt*, 38, 522-544.
- Pongratz, Hans (1991), Bäuerliche Tradition im sozialen Wandel, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 43, 235-246.
- Rosenbaum, Heidi, Hrsg., (1979), *Seminar: Familien und Gesellschaftsstruktur*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Rosenbaum, Heidi (1982), *Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schallberger, Peter (1996), *Subsistenz und Markt. Bäuerliche Positionierungsleistungen unter veränderten Handlungsbedingungen*, Bern: Institut für Soziologie (Schriftenreihe Kulturosoziologie).
- Schallberger, Peter (1998), Agrarstruktur und Agrarpolitik im Wandel, in: Claudia Honegger und Marianne Rychner, Hrsg., *Das Ende der Gemütlichkeit*, Zürich: Limmat, 164-166.
- Schmitt, Reinhold (1988), Hofnachfolger, weichende Erben und moderne Schwiebertöchter. Aspekte der internen Strukturveränderung bäuerlicher Milieus, *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie*, 36, 98-115.
- Schumpeter, Joseph (1912), *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*, Leipzig: Duncker und Humblot.
- Sieder, Reinhold (1987), *Sozialgeschichte der Familie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Strauss, Anselm; Juliet Corbin (1996), *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Stucki, Brigitte; Jakob Weiss (1995): *Landwirtschaft – für wen? Bauern und Bäuerinnen zwischen Produktion und Ökolohn. Analyse eines Konflikts*, Steg: Eigenverlag.
- Tanner, Albert; Anne-Lise Head-König, Hrsg. (1992), *Die Bauern in der Geschichte der Schweiz*, Zürich: Chronos.
- Thomas, Michael (1996), dass man noch da ist! Schwierigkeiten bei der Suche nach einem ostdeutschen Mittelstand, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 15, 21-31.
- Thomas, Michael, Hrsg., (1997), *Selbständige – Gründer – Unternehmer. Passage und Passformen im Umbruch*, Berlin: Berliner Debatte.
- Thompson, E.P. (1980), *Plebejische Kultur und moralische Ökonomie*, Frankfurt/M.: Ullstein.
- Timmermann, Hajo; Gerd Vonderach, (1993), *Milchbauern in der Wesermarsch*, Bamberg: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft.
- Tschajanow, Alexander (1923)1987), *Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft. Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau*, Frankfurt/M.: Campus.
- Weber, Max (1980), *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen: Mohr.
- Weimann, Joachim (1990), *Umweltökonomik. Eine theorieorientierte Einführung*, Berlin: Springer.
- Woderich, Rudolf (1995), Beziehungsstrukturen als biographische Ressource neuer Selbstständiger in Ostdeutschland, in: Erika M. Hoerning, und Michael Corsten, Hrsg., *Institution und Biographie. Die Ordnung des Lebens*, Pfaffenweiler: Centaurus.

Anschrift des Autors:

Peter Schallberger
Institut für Soziologie
Unitobler
Lerchenweg 36
3000 Bern 9
E-mail: schallberger@soz.unibe.ch